

Einleitung

(Stand: 24.01.2005) Ziel der vorliegenden Untersuchung ist, ein Modell der Kognition des Sprachverstehens und der Sprachproduktion zu entwickeln. Genauer gesagt, es geht um die Schnittstellen oder *interfaces* zwischen spezialisierten Systemeinheiten oder Modulen, die mit sprachlichen Phänomenen im engeren Sinn beschäftigt sind – also insbesondere mit den Bereichen der Syntax und Morphologie (der Grammatik), der Phonologie und dem Lexikon – und anderen Modulen, die zwar wohl nicht als gänzlich unabhängig von sprachlicher Kognition verstanden werden können, aber dennoch über eine gewisse Autonomie verfügen und vermutlich zum Teil auch außerhalb des Mediums Sprache operieren, etwa mit Hilfe von Bildern (*mental images*). Der zweite Bereich, an den sich das Sprachvermögen im engeren Sinne anschließt, umfasst diejenigen kognitiven Bezirke, die man oft als »central processing« oder als konzeptuell-intentionales System bezeichnet. »Zentral« sind diese Prozesse in dem Sinne, als sie nicht »peripher« sind, das heißt, sie sind nur indirekt mit den sensorischen und den motorischen Steuerungseinheiten verbunden. Intentional ist das System in zweierlei Hinsicht, entsprechend die beiden Bedeutungen, die dieses Wort haben kann. Einerseits bezeichnet es Absichten, also bewusstes Planen und Ausführen von Handlungen, ebenso wie Äußerungsabsichten als Sonderfall der Absichten, sprachliche »Handlungen« auszuführen. Der andere Sinn von »intentional« betrifft das Phänomen des Welt- und Gegenstandsbezugs von Gedanken, Absichten, Plänen, Erinnerungen, Gefühlen etc., sowie die Tatsache, dass die Gedanken etc. über einen oder mehrere mehr oder weniger spezifische Gegenstände zutreffend oder nicht-zutreffend sein können, also semantisch evaluiert werden können (als wahr oder falsch beurteilt werden können).

Chomsky beschäftigt sich mit kognitiven Modellen der syntaktischen Seite der Sprachverarbeitung. Diese greifen zum Teil auch auf Aspekte des Lexikons über, dann nämlich, wenn durch morphologische Mittel grammatische Kategorien und Relationen kodiert werden, wenn einige Wörter (wie zum Beispiel bestimmte und unbestimmte Artikel), Funktionswörter genannt, rein grammatikalische Bedeutung haben, aber keine semantische, und wenn bei Lexikoneinträgen grammatische Einträge zum Beispiel über das Genus vermerkt sein müssen.

Das Lexikon kann man sich in seiner Grundstruktur zunächst als eine Liste von Einträgen vorstellen. In seiner elementarsten Form gewährleistet es zunächst einmal, dass ein Wort (wieder-) erkannt wird, dass es also in irgendeiner Form abgespeichert ist. Sodann müssen aber – ähnlich wie bei einem zwei- oder einsprachigen Wörterbuch – die einzelnen Worteinträge mit verschiedenen Informationen verknüpft werden. Das sind Informationen recht heterogener Art. Erstens die bereits erwähnten grammatikalischen Informationen. Zweitens, zentrale Aspekte ihrer Bedeutung. Dies lässt sich zum Beispiel als Bündel semantischer Merkmale konzeptualisieren. In der strukturalistischen sprachwissenschaftlichen Tradition bezeichnet man solche minimalen Merkmale als Seme, die Bündel als Sememe. Mit diesem begrifflichen Instrument lassen sich auch einige Inklusionsbeziehungen zwischen von Wörtern denotierten Konzepten explizieren. Ein Konzept, das aus den Semen *A* und *B* besteht ist ein Oberbegriff für ein anderes Konzept, das aus den Semen *A*, *B* und *C* besteht. **Beispiel:** ... Ein dritter Aspekt, der mit den Lexikoneinträgen (also den Wörtern) zu tun hat, sind Hintergrundinformationen wie etwa über Funktionen des mit dem Wort bezeichneten Gegenstands. Zum Verstehen und Verwenden-Können des Wortes Bügeleisen etwa gehört, dass man weiß, was man mit dem so bezeichneten Gegenstand macht und wie man dies tut, zu welchem Zweck etc. Diese Art der Information wird auch als Weltwissen oder enzyklopädisches Wissen bezeichnet. In den Bereich von Hintergrundwissen fallen auch Kenntnisse über typische Verwendungskontexte, Konnotationen, lose Assoziationen und vielleicht auch noch andere Dinge. So heterogen wie sich diese Informationen darstellen, die mit dem lexikalischen Gedächtnis im engeren Sinne (einer Liste) verbunden sind, so unwahrscheinlich ist die Annahme eines einzigen lokalen Systems. Nahe liegend ist eher, von verschiedenen zusammenarbeitenden Teilsystemen auszugehen und von Verbindungen des lexikalischen Gedächtnisses zu anderen (Gedächtnis-) Systemen mit anderen Funktionen.

In Chomskys Modell werden die Produkte des Syntax-Moduls, der *Narrow Language Faculty*, an das konzeptuell-intentionale System übergeben. An der Schnittstelle kommunizieren die beiden Systeme mittels eines bestimmten Formats oder Protokolls, das Chomsky *LF logical form* (LF) nennt. Es enthält teilweise sprachliche Muster wie etwa Koreferenzbeziehungen und Bindungsbeziehungen (welche Konstituente hängt vom Verb ab etc.), ist aber frei von Merkmalen, die rein grammatische Funktion haben, wie etwa Kasus-Markierungen. Auf der anderen Seite muss diese Schnittstellensprache aber auch Merkmale enthalten, die allein dem konzeptuell-intentionalen System eigen sind. Welche Eigenschaften dies sein könnten, wird Gegenstand späterer Überlegungen sein.

Chomsky versteht sich eher als Linguist und weniger als Psychologe oder Kognitionspsychologe, dementsprechend überlässt er das Feld des konzeptuell-intentionalen Systems anderen. Nach meinem Dafürhalten ist es für eine Modellierung der fraglichen Schnittstelle allerdings geboten, sich auch mit der Natur und den spezifischen Leistungen dieses zentralen kognitiven Systems auseinanderzusetzen. Denn nur dann kann ich zu begreifen beginnen, welche Leistungen in die Umsetzung von eingehenden sprachlichen Botschaften in interpretierte »Bedeutungen« einfließen. Umgekehrt trägt allerdings auch eine eingehende Analyse sprachlicher Strukturen und in ihnen kodierter Relationen dazu bei, sich ein Bild darüber zu verschaffen, welche Dimensionen und Relationen im menschlichen Denken eine Rolle spielen und welche Operationen (insbesondere Typen von Schlussfolgerungen) von dem System umgesetzt werden. Erkenntnisgewinne sind also aus zwei entgegengesetzten Richtungen zu erwarten. Was kann der Kognitionspsychologe vom Linguisten lernen, und was der Linguist vom Psychologen?

Nun bin ich freilich mitnichten der erste, der sich mit der Frage nach der Natur des menschlichen Denkens allgemein und der Frage nach der Beziehung zwischen Sprache und Denken im Besonderen beschäftigt. Schließlich handelt es sich hier um eine der zentralen Fragestellungen der abendländischen (und wohl auch morgenländischen ...) Philosophie (und Religion) schlechthin! Dementsprechend unüberschaubar ist die Menge der Publikationen und Theorien zu diesem Thema. Es ist auch nicht für nur eine Disziplin reserviert. Dem Thema widmen sich Erkenntnistheoretiker ebenso wie Logiker, Linguisten ebenso wie Evolutionsbiologen, usw. Um einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick kann es hier also nicht gehen. Vielmehr bin ich zu einer letztlich willkürlichen Auswahl gezwungen.

In meiner Auswahl der Publikationen und Theorien zur Frage der Natur des menschlichen Denkens aus kognitiver Sicht habe ich mich von einer bestimmten Streitfrage in der neueren analytischen Philosophie des Geistes leiten lassen. Diese Frage hatte mich auch bereits in meiner Arbeit zur sog. Alltagspsychologie beschäftigt (PMdA). Der Streit betrifft den Status und die Beschaffenheit der gemeinhin postulierten Repräsentationen, also quasi des Substrats der Bedeutungen sprachlicher Zeichen und menschlicher Gedanken.

Es gibt zwei sich offenbar einander grundsätzlich ausschließende Konzeptionen, was die Natur von Repräsentationen betrifft. Sie unterscheiden sich danach, was als der primäre Träger der Repräsentationen aufgefasst wird, anders gesagt: Wer oder was repräsentiert im ursprünglichen Sinn etwas (eine Information, einen Sachverhalt, einen Gegenstand, ...)? Der eine Ansatz geht davon aus, dass allein sprachliche Zeichen, die in einer konkreten Situation geäußert werden, im eigentlichen Wort-sinn etwas bedeuten oder repräsentieren. Wir können auch eine bestimmte Haltung gegenüber einer bestimmten Wortfolge (einem Satz) einnehmen, etwa die, sie äußern zu wollen, sich also in einem Planungsprozess der sprachlichen Artikulation zu befinden. Oder wir können den Äußerungsprozess auch stumm ablaufen lassen, das äußere Sprechen in einen inneren Monolog oder Dialog mit uns selbst wenden. Dieser Konzeption zufolge gewinnen Gedanken – also u.a. konkrete Äußerungsabsichten – ihren Gehalt, indem sie in einer Beziehung zu Sätzen der öffentlichen Sprache stehen, die im ursprünglichen Sinn bedeutsam sind. Gedanken haben hingegen nur in einem abgeleiteten Sinn

Bedeutungen. Vertreter dieser Position würden sagen, dass bedeutungsvolle Gedanken ohne und vor aller Sprache nicht denkbar seien. Ein prominenter Verfechter einer solcher Position ist z.B. (der »späte«) Ludwig Wittgenstein, ein zeitgenössischer Vertreter Hilary Putnam.

Das entgegengesetzte Lager sieht die Sache gerade anders herum. Sie appellieren an die von vielen geteilte vortheoretische Intuition, dass wir doch alle (in der Regel) zunächst einen klaren Gedanken zu fassen in der Lage sind, eine »Idee« oder Vorstellung haben können, die rein geistiger und zunächst nicht-sprachlicher Natur ist, die wir sodann in das Medium einer öffentlichen Sprache »übersetzen«. Auch unsere alltägliche Redeweise scheint diesen Ansatz zu stützen. Wir sagen etwa, wir hätten einen bestimmten Gedanken oder auch ein gewisses, womöglich diffuses Gefühl, der oder das dennoch in klaren Konturen in unserem Bewusstsein liege, wenngleich wir nicht immer in der Lage seien, geeignete Worte zu finden, den Gedanken oder das Gefühl auszudrücken. Die Grammatik des Wortes »ausdrücken« legt nahe, dass es ein Etwas gibt – einen Gedanken – der nach außen getragen wird in Form einer sprachlichen Äußerung, aber dennoch schon vor der sprachlichen Äußerung – mithin vor aller Sprache – irgendwie »da« war. Diesem Paradigma zufolge sind also Gedanken (oder Ideen) die primären Träger von Repräsentationen, sprachliche Äußerungen erben ihre Bedeutung von der der Gedanken, deren Übersetzung sie darstellen. Zu den Vertretern dieser Auffassung zählen John Searle ebenso wie Jerry Fodor und Sperber und Wilson. Die Linie reicht zurück bis zu Plato. Die Motivationen dafür, dieser Sichtweise den Vorzug zu geben, sind für unterschiedliche Autoren freilich mitunter ganz verschieden. Ebenso die wissenschaftlichen und philosophischen Projekte, in deren Zusammenhang sie eine tragende Rolle spielen.

Es geht in dieser Streitfrage aber nicht allein um Intuitionen, um das, was einem aus dem gesunden Menschenverstand heraus und ohne viel nachzudenken plausibel erscheint. Beide Seiten machen gewichtige Argumente geltend. Bevor ich mich einigen dieser Argumente zuwende, muss ich allerdings erst kurz deutlich machen, warum diese Frage für mein Modell der Schnittstelle zwischen Sprache und Denken überhaupt relevant ist, mehr noch, warum ich einen Standpunkt in dieser Frage für mein Vorhaben für unerlässlich halte. Die Antwort ist relativ schlicht: Jede Theorie über den hier konzeptuell-intentionales System genannten Gegenstand wird sich ziemlich zwangsläufig mit so etwas wie Repräsentationen oder Bedeutungen befassen. Das gilt erst recht für kognitionswissenschaftliche Theorien. Daher ist es notwendig, in der Frage des Status von Repräsentationen einen definitiven Standpunkt zu haben. Hinzu kommt, dass es sich insbesondere für kognitionswissenschaftliche Theorien als recht praktisch erweist, mentale Repräsentationen zu postulieren. Sie ersparen viel Arbeit. Anstatt zu erklären, wie bedeutungsvolle Gedanken überhaupt zustande kommen, sind sie schon da. Sie wurden in der Theorie einfach eingeführt, Entitäten mit semantischem Gehalt und Gegenstands- und Weltbezug, die wahr oder falsch sein können. Freilich sagen die verschiedenen Theoretiker, die diese Strategie verfolgen, noch mehr zu dieser Angelegenheit, und würden wohl kaum den Vorwurf auf sich sitzen lassen, es handele sich um schlichte Stipulationen. Dennoch werde ich später etwas genauer aufzeigen, warum ihnen doch etwas von willkürlichen Setzungen anhaftet, die etwas zu erklären vorgeben, wo in Wirklichkeit bloß ein Wort definiert wurde.

Unredliche forschersiche »Faulheit« ist allerdings nicht der eigentliche Grund, warum die Theorien mentaler Repräsentationen dieses Typs solche Konjunktur haben. Der tiefere Grund liegt vielmehr in der allgemeinen Methodologie, die dem Kognitionswissenschaftler durch seinen Untersuchungsgegenstand und die Anlage der Disziplin auferlegt wird. Kognitionspsychologie ist grundsätzlich zunächst einmal eine Form von Systemtheorie. Sie betrachtet den Menschen oder sein Gehirn als ein komplexes System, das mit seiner Umwelt interagiert.¹ Es bringt gewisse Fähigkeiten mit, die ihm erlauben, sich in seiner Umgebung zurecht zu finden, erfolgreich Probleme zu lösen, Gefahren zu vermeiden, Nutzen zu optimieren usw. Diese Fähigkeiten sind Produkt einer langen Evolution, in der sich der Organismus bzw. seine Vorfahren über Jahrmillionen hinweg seiner jeweiligen Umwelt immer besser angepasst haben. Und sie sind Produkt individueller Entwicklung, im Sinne von Rei-

1 Vgl. z.B. Li ...

fung und im Sinne von Lernleistungen. Gesucht werden Modelle dieser Systeme. Und dazu bedarf es als erstes einer detaillierten Erfassung und Beschreibung der Aufgaben, die der Organismus zu bewältigen in der Lage ist, um im zweiten Schritt die Aufgaben in Teilprobleme und damit verbunden in Teil- oder Einzelleistungen zu zerlegen. So erhalte ich ein Modell eines Systems, das aus untereinander kommunizierenden Subsystemen besteht, die auf Teilprobleme spezialisiert sind und zum Wohle des ganzen Systems arbeiten. Jedes Teilsystem bekommt Informationen von Sinnesorganen oder einem anderen Subsystem, diese verarbeitet es, wendet bestimmte Operationen und Algorithmen auf die eingehenden Daten an, und gibt die Ergebnisse an andere Subsysteme weiter. Einige spezialisierte Subsysteme setzen bestimmte erhaltene Informationen wiederum in motorische Aktivitäten um. Zwischen allen Subsystemen bestehen Schnittstellen, die jeweils in einer bestimmten Art funktionieren. Die Schnittstellen verbinden zwei (oder mehr) Subsysteme derart, dass sie »intelligent« interagieren, also so zu sagen kommunizieren. Die Regelmäßigkeit und Systematizität ihrer Interaktion wird durch die (informationswissenschaftliche) Metapher eines jeweiligen »Codes« (Luhmann), eines Formats oder Protokolls, also so etwas wie einer »Sprache« eingefangen. Man sagt auch etwa, ein Subsystem oder Modul »sehe« nur dies und jenes, anderes aber nicht, oder es könne nur bestimmte Informationen »lesen«, oder es habe nur zu diesen und jenen anderen Informationen und Systemen »Zugang«.

Das ganze kann dann auch noch dadurch komplexer werden, als auch das hormonelle und chemische Milieu im Gehirn und Gesamtorganismus bestimmte, teils auch regulierende Effekte auf die Funktionsweise des kognitiven Systems haben. Hier treten insbesondere emotionale Phänomene auf die Bildfläche. Das ist das Bild, das Antonio Damasio entwirft.

Ich habe versucht, etwas auszumalen, in welchem Sinne Kognitionstheorien Systemtheorien sind. Dabei möchte darauf aufmerksam machen, dass immer – aus methodische Gründen – je *ein* System und sein Funktionieren untersucht wird. Ein System und *seine* Umwelt, also die (Um-) Welt, wie sie *für* das System ist, wie sie vom System interpretiert wird. Das System extrahiert Informationen aus der Umwelt, um auf sie (angemessen, optimal) reagieren zu können. Je intelligenter der Organismus ist, desto weniger direkt ist die Beziehung zwischen diesen primären Informationen (das heißt: Repräsentationen!), wie sie von den (inneren und äußeren) Sinnesorganen geliefert werden, und den Reaktionen bzw. dem Verhalten allgemein. Es gibt mehr und komplexere Subsysteme, die zwischengeschaltet sind, und darüber hinaus intervenieren auch Informationen aus dem Gedächtnis. Bei intelligenten Organismen muss von einer Vielzahl von intermediären Zuständen und Zwischenschritten ausgegangen werden, die Wahrnehmung und Verhalten (Input und Output) verbinden. In dieses Gesamtbild fügt sich das Konzept der Repräsentation (als Information) ersichtlich natürlich ein. Es scheint eine Kontinuität mit dem philosophischen Konzept der Repräsentation als Gedankeninhalt vorzuliegen.

Um zu verstehen, warum der Eindruck, dass sich hier alles so nahtlos ineinander fügt, leider trügerisch ist, sind sprachphilosophische Überlegungen erforderlich. Denn Sprache im eigentlichen Sinn (einer öffentlichen Sprache) kam in diesem systemtheoretischen Bild ja noch gar nicht vor! Ich verbinde diese Überlegungen mit den Argumenten des anderen Lagers derjenigen, die Repräsentationen als wesentlich in der sprachlichen Kommunikation verankert ansehen.

Erstens. Sprachliche Zeichen gewinnen ihre jeweilige Bedeutung maßgeblich kraft sozialer Konventionen. Um verstehen zu können, was jemand mit einer bestimmten Äußerung meint, bin ich darauf angewiesen, dass er oder sie mit mir eine bestimmte Sprache oder einen Code teilt, dass wir beide die Zeichen und Worte im Wesentlichen gleich oder jedenfalls ähnlich zu deuten imstande sind. Voraussetzung für die Existenz und das Funktionieren einer Sprache ist demnach, dass mehrere Personen einen Code teilen, dass kraft Konvention regelhafte Beziehungen zwischen Zeichen, Zeichenketten bzw. -kombinationen (Sätzen) und ihnen typischerweise (in geeigneten Kontexten) zugeordneten »Bedeutungen« bestehen. Im Unterschied zur kognitionswissenschaftlichen oder men-

talistischen Perspektive nehmen hier am Prozess der Bedeutungskonstitution *mehrere* (mindestens zwei) Personen oder Systeme teil. Die faktische Bedeutung einer Äußerung hängt teilweise von Konventionen ab und überschreitet damit die Grenzen eines einzelnen (Personen-) Systems.

Tyler Burge macht diesen Zusammenhang mittels eines Gedankenexperiments deutlich ...

Das hat Folgen für die Beziehung zwischen sprachlichen Äußerungen und Gedanken (mentalen Repräsentationen), die sie mutmaßlich »ausdrücken«. Denn Äußerungen sollen ja gemäß der intuitiven Hypothese Inhalte transportieren, die mit den gedanklichen Inhalten, verstanden als mentale, auf das System Person begrenzte Repräsentationen, letztlich identisch sind. Wenn ich nun aber zur Individuation sprachlicher ebenso wie mentaler Repräsentationen soziale (normative) Konventionen konsultieren muss, um zu entscheiden, ob zwei gegebene Repräsentationen verschieden oder identisch sind, habe ich ein Problem, denn diese Normen überschreiten die Systemgrenze. Das Problem lässt sich auch nicht einfach dadurch lösen, dass ich mentale Repräsentationen als primär einstupe. Denn das hätte zur Folge, dass wir uns nie sicher, ja nicht einmal annähernd sicher sein könnten, dass jemand genau dies und nicht etwas ganz anderes mit einer Äußerung meinte. *Ex hypothesi* kenne ich nur meine eigenen Gedankeninhalte und deren rein privaten Verknüpfungen mit Wörtern. Woher will ich irgendeine Form von Gewissheit ableiten, dass jemand anderes ebensolche Verknüpfungen hat und nicht andere? Und, bevor jede Sprache da war, wie will ich den einen Gedanken von einem anderen unterscheiden?

Zweitens. Äußerungen, genauer gesagt Behauptungen, können ebenso wie Gedanken (Meinungen) wahr oder falsch sein und von anderen entlang dieser Dimension bewertet werden. Diese Tatsache setzt den gerade geschilderten Aspekt der Konventionalität voraus, da andernfalls nur schwer herauszufinden wäre, wovon die Bewertung ihren Ausgang nehmen sollte. Diese Eigenschaft, die man auch Propositionalität nennt und die den Kern der Satzsemantik bildet, ist ein weiteres zentrales Merkmal von sprachlichen Äußerungen. Ich kann falsche Behauptungen aufstellen und irrige Meinungen haben. Dies ist eine wesentliche Eigenschaft von Repräsentationen im Sinne von sprachlichen Repräsentationen. Was passiert nun, wenn ich die mentalistische Perspektive einnehme? Wie kann eine Repräsentation falsch sein? Was soll dem rein systemimmanent (plus Systemumwelt) entsprechen, und zwar ohne zugleich einen systemexternen Standpunkt einzunehmen? Eine Repräsentation in diesem Sinn ist nichts anderes als eine kausale Reaktion des Gehirns auf einen externen Reiz, der von einem bestimmten Objekt ausgeht, und diese Reaktion ist derart, dass sie vorübergehend oder dauerhaft eine Veränderung zurücklässt, etwa eine Gedächtnisspur, ein Engramm. Sie führt zu neuen synaptischen Verknüpfungen oder löst vorher bestehende auf. Angenommen, das System unterlag einer optischen Täuschung oder wurde von einem Experimentator etwa mittels Elektroden oder Drogen manipuliert, so dass er Halluzinationen herbeiführte. Und es wurde genau eine solche Veränderung im Gehirn bewirkt, wie sie bei einem bestimmten optischen (und akustischen ...) Eindruck gleichfalls eingetreten wäre. Wo liegt systemimmanent betrachtet der Unterschied? Die Antwort ist: Nirgendwo! Die Möglichkeit des Irrtums oder der Fehlrepräsentation (*misrepresentation*) setzt die soziale (oder »multisystemische«) Dimension heraus, die Konventionen ebenso wie Bewertungspraktiken möglich macht.

Putnam verdeutlicht diesen Zusammenhang anhand des Gedankenexperiments ... Auf ähnliche Probleme macht Searle durch Gedankenexperimente des Typs Gehirne im Tank aufmerksam ... [stimmt das?]

Drittens. Ich möchte auf eine weitere Schwierigkeit der gängigen Grundkonzeption sprachlicher und deckungsgleicher mentaler Repräsentationen aufmerksam machen, die auftritt, sobald man den Blick auf Diskurs-Phänomene lenkt, zum Beispiel Phänomene der Präsupposition. Aus Phänomenen dieser Art erhellt, dass im Falle sprachlicher Äußerung oft noch eine weitere Dimension wirksam ist, zusätzlich zu der der Wahr- oder Falschheit. Es ist die Dimension der (diskursiven) Angemessenheit. Eine Äußerung muss bestimmte Bedingungen erfüllen – in einem geeigneten Kontext

geäußert werden – um allererst einer semantischen Evaluation (auf ihre Wahrheit hin) zugeführt werden zu können. Andernfalls ist sie weder wahr noch falsch, sondern sinnlos oder unverständlich. Ich gebe ein einfaches Beispiel:

Ich fahre auch einen Mercedes.

Um dies in dieser Form sinnvoll behaupten zu können, ist vorausgesetzt (besteht die Präsupposition), dass jemand anderes (eventuell der Adressat der Äußerung) (ebenfalls) einen Mercedes fährt. Was ist nun aber mit dem »Gedanken«, der angeblich mit dieser Äußerung ausgedrückt wird? Die Äußerung setzt einen bestimmten Kontext voraus, der insbesondere die Bedingung erfüllt, dass dem Hörer bekannt ist, und der Sprecher dies weiß oder glaubt, dass jemand einen Mercedes fährt. Und zwar jemand, den beide, Hörer und Sprecher, kennen, oder von dem vorher die Rede war, und nicht *irgendjemand*. Und der korrespondierende Gedanke? Ist der ebenfalls in einen Kontext eingebettet? Aus mentalistischer, methodologisch solipsistischer Sicht kann dies nicht in gleicher Weise der Fall sein, denn das System Sprecher umfasst nicht das System Hörer. Ein Antwortversuch könnte so aussehen: Das System Sprecher muss zusätzlich zu der Repräsentation des Inhalts »Ich fahre einen Mercedes« eine Repräsentation mit dem Inhalt einer Repräsentation des Hörers unterhalten, die wiederum den Inhalt hat »Person X, die uns beiden bekannt ist/von der wir gerade geredet haben/an die wir beide eben gedacht haben, fährt einen Mercedes«. Und die beiden Repräsentationen, die einfache und die »Meta-Repräsentation«, müssen auf geeignete Weise verknüpft sein.

Ich denke, dass diese Strategie durchaus in die richtige Richtung geht – im Prinzip. Gleichwohl bleibt ein grundsätzliches Problem bestehen, das zu dem im Falle der Wahr- und Falschheit analog ist. Eine Äußerung ist abhängig von der Beurteilung durch andere entweder situativ oder vom Kontext her angemessen oder nicht. Und das gilt unabhängig vom Geisteszustand des Sprechers. Diese Praxis der Beurteilung ist teilweise konstitutiv für die Bedeutung der Äußerung. Was ich alleine mental repräsentiere, ist für diese Frage nicht entscheidend. Ich kann intern repräsentieren, was ich will, die Äußerung wird dadurch nicht mehr oder weniger angemessen. Es reicht also nicht hin, die systemexterne Welt durch Meta-Repräsentationen ins System hereinzuholen. Zur Entstehung genuiner Bedeutung ist die Existenz realer anderer Personen notwendig.

Ich ziehe aus den vorgebrachten Überlegungen den Schluss, dass der ursprüngliche Ort von Bedeutung und damit von Repräsentationen im Sozialen oder zwischen den interagierenden Systemen liegt. Die Manipulation sprachlicher Zeichen im Zuge erfolgreicher Kommunikation setzt bestimmte kognitive Fähigkeiten – sprachliche im engeren Sinn ebenso wie allgemein kognitive – auf Seiten der beteiligten Individuen (oder »Systeme«) voraus. Mentale Repräsentationen – sofern man sich nicht wegen der Verwirrungsgefahr vorsichtshalber lieber von diesem Term trennen möchte – sind nicht mit Repräsentationen im intersubjektiven, eigentlichen Sinn zu identifizieren. Erstere gehorchen kausalen Prinzipien, letztere sind sozialen Normen unterworfen und in wechselseitige Interpretationen eingebunden. Gleichwohl ist es eine interessante Frage, welche kognitiven Voraussetzungen angenommen werden müssen, damit die einzelnen »Systeme« in der Lage sind, an der Kommunikation mittels bedeutungsvoller sprachlicher Zeichen oder (genuiner) Repräsentationen teilzunehmen. Genau diese Frage bildet den Rahmen für meine Untersuchung zum Sprache-Denken-Interface.

Ich skizziere jetzt kurz, in welchen Schritten ich im Weiteren vorgehen werde. Zuerst möchte ich mich Argumenten zuwenden, die dafür sprechen, Sprache und Denken *nicht* miteinander zu identifizieren. Die Argumente haben das Ziel zu zeigen, dass die Manipulation sprachlicher Symbole nicht dasselbe wie Denkprozesse darstellen können – etwa indem Denken als internalisierter Mono- oder Dialog konzipiert wird. Vielmehr müsse eine eigene (mentale) Repräsentationsebene angenommen werden. Dabei wird die angemessene mentale Repräsentation (der Gedanke), die von einer Äußerung ausgedrückt wird, durch die äußerlich erkennbaren Eigenschaften (konventionelle Bedeutungen und syntaktische Strukturen) unterbestimmt.

Diese These und Argumente, die sie stützen, sind ein zentraler Bestandteil der Relevanztheorie, wie sie von Sperber und Wilson begründet wurde. Der von mir gerade »äußerlich erkennbar« genannte Aspekt von Äußerungen nennen sie »sprachliche Form«. Die durch diese unterbestimmte Bedeutung, die auf einer anderen Repräsentationsebene abgebildet wird, »Explikatur«. Der Prozess, der von der ersten zur zweiten Ebene führt, stellt eine Interpretationsleistung dar, in der bestimmte Elemente ergänzt werden. Diesen bezeichnen sie als »pragmatic enrichment« [oder »semantic enrichment«?]. Gelegentlich sind für den Hörer auch Anpassungen auf der Seite von vorausgesetzten Hintergrundannahmen (u.a. vom Typ der Präsuppositionen) erforderlich, um zu einem angemessenen Verständnis von Äußerungen zu gelangen. Diese Kognitionsleistung nennen sie »Akkommodation«. In ihren Überlegungen zu dem Bedeutungsüberschuss, der sprachlich nicht kodiert ist, aber von einem kooperativ eingestellten Hörer erschlossen und ergänzt werden kann, können die Autoren auf die umfangreiche Vorarbeit durch Henry Paul Grice' Lehre von den Konversationsmaximen und den so genannten konversationellen (und konventionellen) Implikaturen zurückgreifen.

Die beiden Autoren nehmen in ihrem Ansatz eine kognitionswissenschaftliche, mentalistische Perspektive ein. Sie verstehen das Medium der mentalen Repräsentationen, die durch *enrichment*-Verfahren gewonnen werden, als sprachunabhängig. Sie übernehmen von Fodor eine starke *Lingua-Mentis*-Hypothese, derzufolge Gedanken in einem sprachunabhängigen Medium artikuliert sind, das auch ohne jede Bezugnahme auf Sprache verständlich ist. Wie in den vorangehenden Abschnitten ausgeführt, stehe ich dieser Hypothese skeptisch gegenüber. Die Relevanztheorie ist für mein Vorhaben gleichwohl interessant, weil meines Erachtens die übrigen zentralen Elemente der Theorie nicht auf diese starke ontologische Annahme angewiesen sind. Das betrifft insbesondere den angenommenen zentralen kognitiven Mechanismus und seine Funktionsweise, der zwischen den beiden Ebenen vermittelt. Außerdem sind die Überlegungen zur sprachlichen Unterbestimmtheit von intendierten (und im Idealfall verstandenen) Äußerungsbedeutungen sehr instruktiv.

Nachdem ich das Problem des Status von mentalen und sprachlichen Repräsentation vorübergehend in der Schwebe gehalten habe, werde ich es erneut kurz ins Gedächtnis rufen, um mit einem Lösungsvorschlag zu beginnen. Dabei wird die Frage der Beschaffenheit des Sprache-Denken-Interface und seiner Leistungen weiter den Leitfaden der Erörterung bilden. Auch das Konzept der Relevanz wird in leicht abgewandelter Form (als »Inferenz«) weiter eine Rolle spielen. Zur Lösung des Problems schlage ich vor, das Konzept der Repräsentation weder auf der Seite der öffentlichen Sprache und Kommunikation noch auf der des Mentalen und des Denkens als elementaren und basalen Erklärungsbegriff in Anspruch zu nehmen. Für diesen Schritt ziehe ich Robert Brandoms Theorie des diskursiven *scorekeeping* und seinen semantischen Inferenzialismus heran. Seine Theorie scheint mir geeignet, Zusammenhänge zwischen sozialen und kommunikativen Funktionen von Sprache und kognitiven Leistungen, die dafür beansprucht werden, neu zu denken. Dabei bringe ich die Idee ins Spiel, statt von mentalen Repräsentationen von kognitiven Prozessen und Operationen als Kernkonzepten auszugehen. Dadurch soll gelingen, die mentalistische, internalistische Perspektive mit der sozialen, normativen, systemüberschreitenden, externalistischen zu verbinden und den oben geschilderten Konflikt dieser beiden Perspektiven zu entschärfen. Dabei werde ich den wichtigsten Thesen beider Denkströmungen Rechnung tragen. Allein eine starke Version der These von der Autonomie des Denkens gegenüber der Sprache und dem Sprechen wird keinen Bestandteil meiner Theorie bilden.

Anschließend möchte ich mich den Diskursphänomenen zuwenden, wie sie u.a. in Hans Kamps Diskursrepräsentationstheorie (DRT) analysiert und formalisiert werden. So kann der zuvor entwickelte Kern meines Kognitionsmodells erweitert werden, um diese Aspekte mit zu erfassen. Es wird sich zeigen, dass einige Aspekte der grundlegenden dynamischen Semantik dieser Theorie auch in Brandoms Konzeption angelegt sind, allerdings in weniger großem Detail als bei der DRT.